

Rainer Hörmann & Melanie Kopp (Hrsg.)

# Einmal und hin quer!

*Lesbisch-schwule Reiseberichte*

# Inhalt

|   |     |
|---|-----|
| Für die Reise .....   | 7   |
| Sevilla: Eine Liebeserklärung<br><i>Corinna Waffender</i> .....     | 9   |
| E-Mails aus dem Maus-Imperium<br><i>Baby Neumann</i> .....          | 17  |
| Wo der Papst im Graben zuckelt<br><i>Leonie Wild</i> .....          | 29  |
| Story of Another Chinese Ghost<br><i>Axel Krämer</i> .....          | 41  |
| Wien – Ein Lesbentraum<br><i>Karin Rick</i> .....                   | 51  |
| Kopfüber im All<br><i>Carsten Heider</i> .....                      | 61  |
| Weihnachten unter Palmen<br><i>Marion Hölczl</i> .....              | 75  |
| It's so New York!<br><i>Nikolas Feireiß</i> .....                   | 85  |
| Castro ist Alltag<br><i>Ursula Steck</i> .....                      | 95  |
| Endstation Sehnsucht<br><i>Stephan Niederwieser</i> .....           | 107 |
| Schritt für Schritt die Welt erobern<br><i>Ariane Rüdiger</i> ..... | 123 |

|   |     |
|---|-----|
| Was Manchester heute macht<br><i>Peter Busse</i> .....              | 131 |
| Aber wir sind doch die Scouts!<br><i>Susanne Kaiser</i> .....       | 139 |
| Das bisschen Urlaub<br><i>Aly Machalicky</i> .....                  | 145 |
| Hier singt sogar der Staub<br><i>Egbert Hörmann</i> .....           | 157 |
| Von Stehblues und Lagerfeuerromantik<br><i>Martina Weigel</i> ..... | 171 |
| Am Kap der schwul-lesbischen Hoffnung<br><i>Lutz van Dijk</i> ..... | 179 |
| Sperriges Paradies<br><i>Tina Fritsche</i> .....                    | 191 |
| Unsere Insel<br><i>Mario Wirz</i> .....                             | 203 |
| Die Vision vom Lesbenland<br><i>Ilona Bubeck</i> .....              | 217 |
| Prost Lappland!<br><i>Karen-Susan Fessel</i> .....                  | 225 |
| Verpassen Sie Rom!<br><i>Bernhard Bieniek</i> .....                 | 239 |
| Die Autoren und Autorinnen.....                                     | 247 |

# Für die Reise

Die Reiseberichte der vorliegenden Anthologie führen an Orte unserer Welt, die es zu entdecken gilt. Manchmal ist es sicher auch ein Wieder-Entdecken einer Stadt, eines Landes durch die Augen und Worte eines anderen Menschen.

Die Reiseroute ist sprunghaft, „heute hier, morgen dort“ ist das Motto, niemand muss sich an die Abfolge der Berichte halten. Hauptsache „einmal hin und quer“ - denn selten kehren Reisende unverändert an den Ausgangsort zurück.

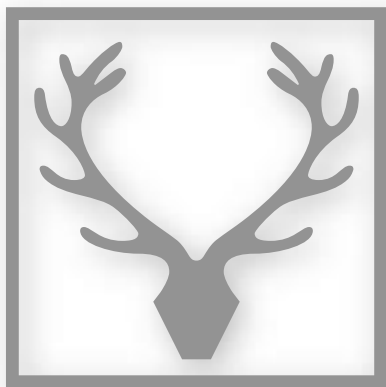
Adressenverzeichnis, Öffnungszeiten und die Schnäppchenpreise der Billigfluglinien sind im Buch nicht zu finden. Allzu schnell verdrängt das Nachschlagen der Telefonnummer des Cafés, des Hotels die Anekdoten und Geschichten, die sich um das Gebäude und die Menschen darin ranken. Darum haben wir auf einen „Serviceteil“ verzichtet. In dieser Anthologie sollten die persönlichen Wahrnehmungen und Erinnerungen der Autorinnen und Autoren das zentrale Moment sein. Lesben und Schwule erzählen ihre Erlebnisse und Entdeckungen, die einen Ort für sie so besonders machen.

Koffer gepackt? Flugticket griffbereit? Wanderschuhe geschnürt? Den Tank gefüllt? Dann kann es losgehen. Wir wünschen eine angenehme Reise!

Rainer Hörmann  
Melanie Kopp

Aber wir sind  
doch die Scouts!

*Susanne Kaiser*



SCHWEDEN

# Aber wir sind doch die Scouts!

*Susanne Kaiser*

Der Grad an Geborgenheit, den ein Zelt auslösen kann, muss ein Rudiment aus der Zeit sein, in der die Menschen noch in Höhlen lebten. Man kriecht einfach in eine Höhle, die zwei Bahnen Stoff unter sich bilden, und alles ist gut. Der Tag war wunderbar, mein Kopf glüht ein bisschen von der Sonne und dem Wind, der uns heute mit den Kanus über den Stora Le geradezu hat segeln lassen, und der kleine Scout neben mir kuschelt sich noch einmal so richtig in den Schlafsack. Die entfernten Stimmen am Lagerfeuer sind langsam verebbt, und ein leises Zischen kündete vom Löschen der Flammen; jetzt ist es ganz still im Camp, das wir auf den Felsen von Bryntorpsön zwischen Bäumen und wuchernden Blaubeersträuchern aufgeschlagen haben. Nur der Wind rauscht ein wenig durch die Blätter. Es ist ganz still. Bis auf dieses – Rascheln. Da raschelt doch was ...

Es ist mitten in der Nacht, und es raschelt. Man könnte es auch als Schaben bezeichnen. Vielleicht auch als Kratzen, oder eher Graben. Es kann ja schon mal rascheln, wenn der Wind die Felsen hinauffährt. Aber „es“ gräbt nicht. „Etwas“ gräbt. Es ist mitten in der Nacht mitten im Wald auf einer kleinen Insel inmitten eines dunklen Sees mitten in Schweden, und etwas gräbt, unmittelbar vor unserem Zelt.

„Hörst du das?“

„Hm.“

Der kleine Scout heißt in diesem Jahr der kleine Scout, weil sie sich zwar hier gut auskennt und die sich am Horizont auftürmenden Waldberge an der unterschiedlichen Grünfärbung als Insel oder Festland identifizieren kann – meistens jedenfalls –, aber jetzt das

erste Mal einer Gruppe von Städterinnen erklärt, wie das hier so ist in der Wildnis: Wo die schönsten Lagerplätze und Sandstrände und Pfifferlingsammelstellen sind, wie frau den Canadier bei Wind senkrecht zu den Wellen stellen muss, wie zu dritt mit Hilfe zweier Stöckchen zwanzig Liter kochendes Nudelwasser vom Feuer genommen und abgegossen werden, wie man im Regen noch trockenes Holz findet. Diesmal haben wir zu zweit demonstriert, wie nach dem Zähneputzen ökologisch auf den Boden gespautzt wird und wie es sich auf dem Kloloch einigermaßen knieschonend aushalten lässt. Ich habe das alles schon ein Dutzend Mal getan und sage deshalb jetzt auch nur „hm“. Was soll da schon graben?

Hört sich an wie ein Eichhörnchen. Aber schlafen Eichhörnchen nicht nachts? Könnte auch ein Spatz sein. Machen Spatzen so einen Krach? Das trapst auch irgendwie. Hat also große Füße. Mal lieber genauer hinhören. Und Horchen gehört ja auch zu den Aufgaben eines Scouts.

„Jetzt hat es aufgehört. Oder?“

In einem Zelt ist es leicht, so zu tun, als wäre niemand zu Hause. Einem Zelt sieht man nie an, was darin passiert, außer die nachgebenden Wände beulen sich aus, und dann versucht meist nur jemand, die Hosen im Hocken anzuziehen. Eigentlich ist es momentan auch ganz gut, dass niemand sehen kann, wie wir zwei hier schreckensstarr mit flachem Atem daliegen und so tun, als wären wir nicht da. Schließlich sind wir die Scouts. Leider sieht man auch *in* einem Zelt nichts, vor allem nicht, was draußen passiert. Aber zum Rausgucken muss man in einem Zelt ja immer gleich die Tür öffnen, und zwei von Reißverschlüssen zusammengehaltene Stoffbahnen sind im Moment noch besser als gar nichts.

„Können Elche eigentlich wild werden?“

„Elche!?!?“

Eigentlich finde ich Elche ja nicht weiter bedrohlich. Außer sie wollen sich in einer unübersichtlichen Kurve vor mein Motorrad werfen, und hier, wo der nächste Ort meist „nur zwei, drei Meilen“ entfernt ist, sind alle Kurven unübersichtlich, weil sich die Straßen nicht endend um die Seen schlängeln müssen. Der Ort besteht dann wieder nur aus fünfzehn Holzhäusern in Dalarna-Rot und einer einmal wöchentlich, aber nur im Sommer angefahrenen Bushaltestelle. Eine schwedische Meile misst im übrigen zehn

Kilometer. Diese Zählweise soll vermutlich Vereinsamungsgefühlen der schwedischen Landbevölkerung entgegenwirken; bei den Touristen sorgt sie für weit vor der angeblich so nahen Tankstelle leergefahrene Tanks oder unfreiwillige Gewaltmärsche. Elchen begegnet man bei solchen Gelegenheiten übrigens nie; die „Könige des Waldes“ entziehen sich meist hartnäckig Begegnungen halbwegs romantischer Art, sondern haben sich ganz der Rolle des Unfallgegners verschrieben. Immerhin werden Elche nie wild, andererseits sind sie fast blind und groß. Sehr groß, um sich von besagten Stoffbahnen abhalten zu lassen. Das Graben hält inne.

„Psst, sei mal still.“

„Gibt es hier eigentlich Wölfe?“

Wölfe! Blödsinn. Letztes Jahr ist mal ein Bär aus Norwegen hier ausgebücht, aber Wölfe ... Dass diese Schlafsäcke auch immer so rascheln müssen! Dabei bin ich dem kleinen Scout nur ein ganz kleines bisschen näher gerückt. Gemeinsam sind Scouts doch viel stärker!

„Hör mal. Es kommt näher. Na hör doch. Es trapst immer näher an unserem Zelt. Ob die da unten auch was hören?“

Wir haben uns ja so einen schönen lauschigen Platz weit ab vom Geschehen gesucht, so, die Scouts gehen jetzt schlafen! Schön das Feuer hinterher ausmachen! Fröhlich sind wir in den Wald gestapft, alles läuft gut, das Wetter spielt mit, und das Quatschen abends im Zelt ist wie im Ferienlager.

„Ach hör auf, da ist nix. Höchstens 'n Vogel. Oder 'n Biber.“

„Aber 'n Biber? So weit weg vom Wasser?“

„Na vielleicht isstes ja auch 'n Fuchs.“

„'N Fuchs? Aber wenn der ins Zelt kommt! Die ham doch alle Tollwut!“

„Quatsch.“

Pause.

„Sind die Tonnen alle zu?“

Die Erfahrung, dass der über Nacht einsetzende Sturzregen sechs Tonnen voller Lebensmittel – die Rationen für eine ganze Woche – in ein schwimmendes Inferno verwandelt hat, macht man in seinem Scoutleben nur einmal. Damals hatte jemand sogar die Tüte mit dem Kaffee offen draußen herumliegen lassen, und obwohl an

jenem Morgen beim Aufwachen in der offenen Schutzhütte sogar eine ganze Pfütze voll Kaffee schon fertig war – die Marke war gut an der obenauf schwimmenden Tüte erkennbar –, hielt sich die Begeisterung in Grenzen. Natürlich sind die Tonnen zu. Selbst wenn sie offen wären – für dieses Viech da draußen sind *wir* offenbar wesentlich interessanter.

„Was machen wa'n jetzt? Soll'n wir die anderen holen?“

„Na, du bist doch der Scout! Was macht man denn bei Wildschweinen?“

„Wildschweine?! Wir sind doch nicht bei Asterix und Obelix. Und außerdem ist das hier 'ne Insel.“

„Aber die eine hat doch vorhin gesagt, sie hätte Wildschweine gehört!“

„Mach mal Licht an.“

„Bist du verrückt! Dann sieht's uns ja.“

Inzwischen hat sich der kleine Scout schon in meinen Schlafsack gegraben. Das darf man als kleiner Scout noch. Ich hingegen muss groß und stark sein. Normalerweise kann man solche großen Tiere mit lauten Geräuschen vertreiben. Aber was, wenn das Tier dann vor lauter Angst die anderen über den Haufen rennt, und wir sind schuld? Es trapst immer noch. Es hat sich inzwischen einen Rhythmus angewöhnt. Es nagt. Irgendwie. Vielleicht an der Zeltleine. Aber das macht doch nicht so ein Geräusch!

Irgendwann hat uns das Geräusch dann doch in den Schlaf gewiegt, wobei der kleine Scout beruhigenderweise in meinem Schlafsack vergraben blieb. Auf Panik folgt tiefer, erschöpfter Schlaf.

„Na, gut geschlafen?“ Simone ist wie immer als Erste wach und pustet in die Glut. „Habt ihr das auch gehört? Irgend so'n Tier wohl. Zuerst war ich ja ein bisschen erschrocken – das war vielleicht teilweise laut! Aber ihr habt ja gesagt, hier gibt's überhaupt keine gefährlichen Viecher.“ Ich wedele wie wahnsinnig das Feuer mit dem Tonnendeckel an.

„Weißt du“, sagt Simone, „manchmal ist es echt gut, wenn man eine dabei hat, die so was weiß. Das beruhigt ungeheuer.“

„Hm“, sage ich und sehe den kleinen Scout an. „Wahrscheinlich nur 'n Eichhörnchen.“ Und die Scouts haben schließlich immer Recht.

# Verpassen Sie Rom!

*Bernhard Bieniek*



ROM

# Verpassen Sie Rom!

Bernhard Bieniek

Nach meiner ersten Reise nach Rom, im VW-Käfer vor zwanzig Jahren, schrieb ich – nach München zurückgekehrt – meine Eindrücke so zusammen:

*„Von meiner Lieblingsklappe Schelling-, Ecke Türkenstraße ist es nicht weit nach Italien:*

*Man fährt bis zur Ludwigstraße, vorbei an Florentinischen Palästen zum Mittleren Ring, über die Alpen durch den Geruch verbrannten Feuerholzes, der über den Tälern der italienischen Alpen liegt, durch dunkle Tunnel, durch die dampfende Po-Ebene, lässt das Original-Florenz links liegen, wird geblendet vom heißen Licht des Südens – wenn man es schafft, sich vom klebrig geschwitzten Sitz zu lösen, um den ersten Espresso im „Autogrill“ zu genießen –, fasst sich ein Herz und übergibt sich dem lauten, staubigen Verkehr der brüllenden Schönen: Rom, endlich Rom!“*

Damals war ich so alt wie die jungen Götter, die die Stadt bevölkern mit ihren eng anliegenden Jeans und der unübersehbaren Beule zwischen den Beinen – die Mode wiederholt sich heute.

Ich war aber zu unerfahren, um mit ihnen in Kontakt zu treten, heute sind sie es.

Rom fasziniert immer durch das, was man in Rom nicht erlebt hat, wofür man zu spät oder zu früh dran war. So bleibt man immer auf der Suche nach Rom, obwohl doch alle Wege hinführen.

Satyricon, Caligula, das Gastmahl des Petronius, die Blütenregen im Goldenen Haus des Nero habe ich um glatte zweitausend Jah-

re verpasst. Elizabeth Taylor und Richard Burton auf der Via Veneto um zwanzig Jahre. Das schwule Labyrinth der Sträucher auf den Rängen des Circus maximus um zwei Jahre. Von den Erlebnissen eines Freundes, als Mussolini für eine Party am Lido di Ostia Perserteppiche am Strand ausrollen ließ, will ich an dieser Stelle besser schweigen, denn die Melancholie über die verpassten Abenteuer soll nicht durch die Gnade, sie verpasst zu haben, erhellet werden.

Eine andere Geschichte aber, zehn Jahre nach Mussolini, will ich erzählen:

Ein Freund ging ins Colosseo, das damals nach allen Seiten hin offen war und den Schwulen als mehrstöckiger, riesiger Dunkelraum diente. Nach kurzer Zeit schon verfangen sich seine Blicke in denen eines jungen Mannes. Langsam kam jener auf ihn zu. Gewahr werdend, dass kein Fluchtweg offen stand, und im letzten Moment Angst bekommend, ob er nicht doch Opfer eines Raubüberfalls werden würde, statt Objekt der Begierde zu sein, rief er – in Ermangelung des italienischen Wortes für „Hilfe“ – den lateinischen Ausdruck „Auxilium, Auxilium!“ ins Rund des dunklen Theaters. Doch das Lateinische meint damit Hilfe im Sinne der „Wohltat“. Schallendes Gelächter aus allen Gewölben war die Antwort. Heute fällt mir ein, dass er nie erzählt hat, ob es zum Äußerten kam. Jedenfalls konnte er die Geschichte noch in den siebziger Jahren zum Besten geben, was Pasolini nach dem Besuch der gleichen Szene auf der Via Appia Antica leider nicht mehr vergönnt war.

Manchmal ist es nützlicher, eine tote Sprache schlecht zu sprechen als eine lebende gut. Aber das nur nebenbei.

Heute sitze ich am liebsten auf dem Campo dei Fiori im Herzen der Altstadt. Dort ist morgens Markt, die Stände sind durch Leinendächer vor der Sonne geschützt, ein affengeiler Fischverkäufer macht seine Waren mit beherztem Schnitt zum baldigen Verzehr bereit; das Wasser, mit dem er die Eingeweide wegschwemmt, durchnässt seine Hosen, die Schuppen der Fische glitzern auf dem Asphalt; daneben türmen sich Blumen und Gemüse, und über allem steht schwarz und düster Giordano Bruno, weil er nicht wahrhaben wollte, dass die Sonne sich um die Erde dreht, und des-

halb von einem der Vorgänger von Ratte Ratzinger hier verbrannt wurde. Nachmittags riecht man noch den Fisch, wenn die Stände und der Fischverkäufer längst verschwunden sind. Dann brennt die Sonne die Reste der Menschen, der Tiere und der Blumen ins Pflaster, einzeln herumliegende Früchte werden zu Trockenobst; die Stadt heizt sich bis zur Unerträglichkeit auf, und wer ein Hotelzimmer hat, das größer ist als sein Bett, legt sich zur Mittagsruhe.

Von draußen dringt nur das unvermeidliche Mofa-Geknatter ans Ohr. Die Altstadt ist heute – anders als zu Totos und Anna Magnanis Zeiten – für Autos gesperrt. Aber bald schon regt sich das Gefühl wieder, etwas zu verpassen, wenn man nicht aufsteht und rausgeht, durch die Gassen schlendert, die jetzt nachglühen und die Hitze des Tages als muffigen Geruch wieder abgeben wollen. Also schnell noch mal den Gay Guide gezückt und die letzten Adressen in den schon durchschwitzten Stadtplan eingetragen, geduscht und raus auf die Straße.

Die Läden öffnen nachmittags wieder. Die Stadt schmückt sich üppig für den Abend. Mit einem Auge auf den Spuren der alten, mit dem anderen auf denen der jungen Römer unterwegs, eine Münze in den Fontana di Trevi geworfen – wo man Anita Eckberg und Marcello Mastroianni verpasst –, damit man wiederkommt. Wer sich mit dem römischen Chauvi verbrüdert, wirft zwei Münzen: „Wirft man eine, lernt man eine schöne Römerin kennen, wirft man eine zweite, wird man sie auch wieder los.“

Ein Maronen-Eis wird nicht schaden, schmilzt aber auf dem Weg bis zur Piazza Navona schneller, als man es lutschen kann. Die Serviette, die um den Waffelkegel gerollt ist, ist immer zu klein und immer zu dünn, um das herunterlaufende Eis aufzunehmen. Bald hat man einen guten Grund, sich ein neues T-Shirt zu kaufen. Die feschen Uniformierten stehen Tag und Nacht am Palazzo Madama, obwohl Berlusconi meistens in einer seiner Villen außerhalb weilt: in der Nähe von Mailand, wo man Geld macht, oder an der Costa Smeralda, wo man es ausgibt.

Im rosafarbenen Oval der Piazza Navona, wo man das Wagenrennen aus „Quo vadis“ verpasst, kann man für viel Geld einen Aversa auf Eis schlürfen oder noch ein Gelato Tartufo nero genießen, bevor man sich besinnt, dass es für die einschlägigen Lokale noch zu früh ist, man den Sonnenuntergang vom Pincio aus aber

noch schaffen könnte. Also schnell am Il Messaggero vorbei, die Spanischen Treppen rechts, das Café Greco, in dem man alle Geistesgrößen der letzten hundertfünfzig Jahre verpassen kann, links, über den Piazza del Popolo hinauf in den Park gestiegen:

Rom, endlich Rom!

Still – ausnahmsweise – liegt es vor einem. Das Abendlicht taucht die Türme und Dächer in rotes Licht. Nur die Kuppel des Petersdoms wölbt sich schon so früh am Abend weiß-silbern in den Himmel. Viel weiter links das gespenstische Grinsen des „Gebisses von Rom“, der „Schreibmaschine“, des Altares des Vaterlandes, auf dem Häusermeer breitbeinig sitzend. Umstritten seit je, aber doch die Dimensionen des antiken Roms trefflich nachahmend. Wie sagte Kaiser Nero so schön bei der Eröffnung seines Goldenen Hauses, in dessen Innenhöfen Seen und Wälder Platz fanden: „Endlich kann auch ich menschenwürdig wohnen.“

Alles verpasst!

Wenn man sich umdreht, sieht man in den Park hinein, der Ende der sechziger Jahre nachts gesperrt wurde, weil hier zu viele Raubmorde an Schwulen verübt wurden. Heute ist er wieder offen, aber ich traue mich dennoch nicht hinein ins Halbdunkel. Weiß man, ob „Auxilium, Auxilium!“ heute noch verstanden wird?

Langsam verlasse ich die verpasste Chance in Richtung Spanische Treppen, setze zwischen den jungen Leuten auf den Stufen, die sich wie Kätzchen aneinander schmiegen, hindurch oder über sie hinweg, ärgere mich über den McDonalds rechter Hand und schaue mir die Juwelen im Schaufenster an, Abendessen bei Bulgari – das hat nun endlich mal Audrey Hepburn verpasst. Vielleicht aber auch nicht – als sie *Una Vacanza a Roma* drehte und mit wehendem Pferdeschwanz auf dem Rücksitz von Cary Grants Motorroller durch die Gassen düste.

Jetzt wird es langsam Zeit, ins Hangar zu gehen. Dort ist schon früher als anderswo was los, die haben einen Dunkelraum, und der Türsteher kann einem sehr gut auf Deutsch erklären, wie das mit der „Uno Club Card“ ist, die einem, je nachdem wie viel man investiert, für einen Monat oder für ein ganzes Jahr in allen schwulen Clubs Italiens Einlass gewährt. Ich entscheide mich für die Jahres-Club-Card. Zusammen mit der Münze im Trevi-Brunnen müsste das Garantie genug sein, wiederzukehren. Zur Sicherheit vielleicht

morgen noch eine Automatenkerze im Vatikan – man weiß ja nie, vielleicht wissen die Katholiken doch etwas.

Drinne ist es wie in Berlin oder Amsterdam, New York oder London. Coole Typen, geile Ärsche, junge Mode – die allerdings erst in einem Jahr auch dort getragen werden wird –, ältere Herren („Jeansboy, 58“), Mann trinkt Bier, nicht Wein, wie am Campo dei Fiori zu dieser Zeit. Der Dunkelraum ist zu dunkel, der Typ, den man abkriegt, meist aus Chicago – wie sich allerdings erst später rausstellen wird, was aber die sprachliche und kulturelle Verständigung über Mies Van der Rohe wesentlich vereinfacht. *„Ho comprato un casale vicino a Viterbo. Conosci le Bulicame sul Lago di Bolsena?“* *„I’m sorry. I don’t speak Italian.“* *„What luck, me either.“*

Die Bulicame sind natürliche Tümpel mit heißem Schwefelwasser auf freiem Feld, achtzig Kilometer nördlich von Rom. Dort hat man gute Chancen, unter dem Sternenhimmel im Schwefeldampf mit einem echten Italiener in genitalen Kontakt zu kommen, bevor er sich auf seine familiäre Bestimmung besinnt und eine Italienerin schwängert. Auch Römer kommen nachts hier raus, Mailänder machen auf dem Weg nach Rom hier halt, und sogar der Bootsverleiher vom See, an dem „das Wunder der blutenden Hostie“ geschah, das zum Fronleichnam-Feste führte, leiht mir in der heißen Pfütze seinen offenen Schoß. Das milchig schimmernde Nass vertuscht gnädig den Erguss. Am Horizont funkeln die Lichter von Viterbo, und die riesigen zweirotorigen Hubschrauber aus der Luftwaffenkaserne, deren Insassen man am besten beim „menu militare“ in den Pizzerien der Provinzhauptstadt von Alto Latio aus der Nähe betrachten kann, brummen tief wie Hummeln und leuchten dabei wie Glühwürmchen auf der Suche nach Geschlechtsverkehrspartnern in der milden Nachtluft. Rom ist weit, und man kann sich fühlen wie Cicero beim Bade im Garten seines geliebten Tusculum.

Die Nacht in der Nähe von Rom und den Römern ist so köstlich, wie sie es seit tausenden Jahren immer war.

Doch nichts verpasst?

Auf jeden Fall das Heute:

Es ist schwer als Nicht-Römer, an der Stadt von heute teilzunehmen. Überall ist das Heute aufs Bezauberndste verstellt von der Er-

innerung an Rom. An die Iden des März, an die Gänse des Kapitols, an den Einzug der Kleopatra, an die Gladiatorenkämpfe, an den Renaissance-Fürsten, der nach dem Abend-Diner die goldenen Teller aus dem Fenster in den Tiber werfen ließ (wo allerdings für die Gäste unsichtbar im Wasser ein Netz gespannt war), an „*Ceterum censeo Carthaginem esse delendam!*“

Selbst im alltäglichen Stau auf dem Grande Raccordo Anulare kann man nicht stehen, ohne sich im Vorspann von Fellinis *Roma* zu wähen, dem Papst kann man nicht zuhören, ohne an den greisen Augustus zu denken. Flieht man nach Capri, war Kaiser Tiberius schon vor einem da und hat Jünglinge zur Nachspeise verschlungen.

Nur wenn man sich verfährt, ist man ganz im Hier und Jetzt, weil genervt – spätestens dann, wenn der Taxifahrer, den man engagiert hat, einen zur Piazza Orazio Marucchi zu lotsen, nach einer halben Stunde Irrfahrt aussteigt und stolz verkündet: „Voilà: Piazza Winkelmann!“

„Arrivederci Roma“, krächzt der Bänkelsänger vor dem Carbonara und erinnert dabei stark an eine Kreuzung aus Jukebox und der Nachtigall von Ramersdorf, denn die Titel seiner Lieder sind auf einer kleinen Tafel aufgeführt, und wirft man eine Münze in sein Säckel, darf man eine Darbietung mit einem Fingertippen auf die gewünschte Spalte seines Repertoires starten. Dabei steht er stocksteif und hager auf der Piazza und macht mit seiner steinernen Miene Giordano Bruno hinter ihm Konkurrenz.

Die jungen Leute bevölkern den Campo bis tief in die Nacht. Wie gerne hätte ich Anschluss an sie gefunden – damals, vor zwanzig Jahren, als ich in ihrem Alter war. Aber ich wusste damals nichts von dem nächtlichen Treiben um Giordanos Scheiterhaufen.

Was von Rom bleibt, ist das Gefühl, niemals wirklich dort zu sein, niemals wirklich an ihr teilzuhaben; dabei ist die Sehnsucht doch so groß, von der brüllenden Schönen umarmt zu werden.

Man schaut und erinnert sich und küsst ihr die Füße und fällt durch die Zeit – in Rom, der ewigen Stadt.

Und das ist wunderbar.